

MARGARETE MITSCHERLICH-NIELSEN, FRANKFURT AM MAIN

Die (Un)Fähigkeit zu trauern in Ost- und Westdeutschland. Was Trauerarbeit heißen könnte*

Übersicht: Der Fall der Mauer, die Vereinigung der beiden deutschen Staaten und die öffentlichen Reaktionen auf den Golfkrieg bilden gemeinsam ein Syndrom, das erneut die Frage aufwirft, wie es in Deutschland um die Fähigkeit zu trauern steht. Die Autorin konstatiert einerseits eine persistierende Abwehr der Zumutung, sich der Vergangenheit erinnernd und trauernd zu vergewissern, andererseits aber auch Anzeichen dafür, daß die individuelle und kollektive Abwehrfront bröckelt und Haltungen fördert, die überlieferte deutsche »Ideale« zunehmend infrage stellen.

Die Frage, ob und wie weit die Deutschen heute zur Trauer über ihre unglückliche Vergangenheit fähig sind, kann ich nur unvollständig beantworten. In meinem Buch *Erinnerungsarbeit* (1987) war ich noch davon überzeugt, daß sich an der Unfähigkeit zu trauern in diesem Land wenig geändert hat. Heute bin ich mir meines Urteils nicht mehr so sicher. Auch wenn das Gros der Deutschen, hüben wie drüben, an das »Tausendjährige Reich« nicht erinnert werden möchte, scheinen dennoch junge, aber auch ältere Menschen aus der Vergangenheit gelernt zu haben und sich in großer Offenheit mit den zwölf barbarischen Jahren zu konfrontieren. Wie 45 Jahre DDR-Diktatur die Ostdeutschen geprägt haben, darüber wissen wir noch viel zu wenig. Die Ideologie des »Herenmenschentums« und die Idealisierung der Männlichkeit, die das Dritte, aber auch schon das Zweite Reich beherrschten, gibt es zwar bei einigen radikalisierten und verwirrten Jugendlichen in Ost und West, spielen aber sonst in der Öffentlichkeit kaum noch eine Rolle. Man muß jedoch davon ausgehen, daß Ideale dieser Art im Verborgenen weiterexistieren, denn erneut wird mancherorts versucht, deutsches Nationalgefühl, anknüpfend an das Reich Bismarcks und an Identifikationen mit dem Militärstaat Preußen, wiederherzustellen.

Andererseits gibt es genügend Indizien dafür, daß das Wissen um die Vergangenheit, um die Realität des Massen- und Völkermords und das Wahnhafte der Nazi-Ideale ins allgemeine Bewußtsein der Deutschen eingegangen ist. Auf der Basis der Verdrängung des Verdrängten läßt sich

* Bei der Redaktion eingegangen am 10. 3. 1992.

so etwas wie eine neue deutsche »Identität« nicht mehr aufbauen. Mit dem nationalistisch identifizierten Deutschen, für den »viel Feind viel Ehr'« war, dem Selbstironie fremd ist, dessen Hochgefühle sich zusammensetzen aus aggressiver Selbstidealisation, Heldenverehrung, Fremdenhaß einerseits, symbiotischen Verschmelzungswünschen und sentimentalen Heimatsehnsüchten andererseits, wollen viele Deutsche nichts mehr zu tun haben. Durch einen neuen deutschen Nationalismus läßt sich Selbstachtung offenbar nicht restituieren. Um uns selber ertragen zu lernen, haben wir augenscheinlich keine andere Wahl, als uns schmerzlicher Erinnerung auszusetzen und zu erkennen zu versuchen – gewiß eine Arbeit von Generationen –, was zum moralischen Bankrott eines Kulturvolkes geführt hat. Nur, so nehmen wir an, indem wir uns mit »Hitler in uns selbst« auseinandersetzen, wird es möglich sein, uns mit uns selber zu versöhnen. Wenn wir unsere Geschichte und damit unseren Selbsthaß verdrängen, führt das dazu, daß Jugendliche in beiden Teilen Deutschlands versuchen, »Hitler« und was für ihn steht zu neuem Leben zu erwecken, ihren Selbsthaß in Fremdenhaß zu verwandeln und darin von einer schweigenden Mehrheit unterstützt zu werden.

Während des Golfkriegs bildeten sich in Deutschland zwei Lager oder, wie Rudolf Augstein schrieb, zwei »Denkschulen«. Für die eine stand fest, daß Saddam Hussein ein neuer Hitler sei. Jede denkbare Diplomatie und Politik einem solchen Menschenfeind gegenüber sei prinzipiell machtlos, nur Gewalt und Krieg könnten die durch ihn heraufbeschworenen Gefahren bannen – so das Argument von Hans Magnus Enzensberger. Bei Figuren wie Hitler und Saddam stoße man auf gleichsam anthropologische Konstanten, die überall und immer auftreten könnten, wenn der Todestrieb eines Menschenfeindes sich mit den Ressentiments eines ganzen Volkes verbindet, das sich als chronischen Verlierer fühlt. Durch den Trick der Gleichsetzung von Saddam und Hitler erhielt der Golfkrieg das Adelsprädikat des »gerechten Krieges« und konnte auf diese Weise zur moralischen Notwendigkeit deklariert werden. Die Stigmatisierung eines Individuums als »Menschenfeind« ist im übrigen ein beliebtes Spiel. So erklärte der frühere Kulturminister der DDR, Johannes R. Becher, den britischen Schriftsteller George Orwell zum Menschenfeind, über dessen Tod nur Freude herrschen könne.

Die andere »Denkschule« glaubt so wenig an unabänderliche, anthropologisch gesteuerte Menschheitskatastrophen wie an eindeutig »gute« und eindeutig »böse« Menschen oder an Völker mit den immergleichen psychischen Massenreaktionen, Rollen- und Wertvorstellungen. Sie ist vielmehr der Überzeugung, daß jedes Volk seine je besondere Geschich-

te, seine je besondere Wirtschaft, Kultur, Religion und Psychologie hat, die es in vielem von anderen Völkern unterscheiden, und sich ansonsten stetig entwickelt und verändert.

Als Psychoanalytikerin erscheint mir die Annahme eines unbesiegbaren Todestriebes als unzutreffend und gefährlich. Der »Menschenfeind« und seine ressentimentgeladenen Anhänger werden als unbelehrbar böse Täter definiert, aber gleichzeitig zum »Opfer« ihres Todestriebes gemacht, die ihrem Schicksal mehr oder weniger blind unterworfen sind. Ein derartiger anthropologischer Fatalismus fördert die Neigung, komplexe Vorgänge zu vereinfachen, den Krieg als einzige Lösung zu betrachten und einem primitiven Freund-Feind-Denken Vorschub zu leisten.

Bewußter als früher scheinen sich heute manche Deutsche gegen regressive Denkmuster dieser Art zu wehren, in denen weder Freund noch Feind realitätsgerecht wahrgenommen werden können. Diese Nachdenklichen wissen, daß Feindbilder allein dem Zweck dienen, von eigenen Aggressionen und Konflikten abzulenken und eigene Probleme zu kaschieren. Die Befreiung von solchen Denkmustern ist die psychische Voraussetzung dafür, daß Krieg und Gewalt verhindert werden.

Der Kampf der deutschen Friedensbewegung gegen den Krieg als einzige Möglichkeit der Konfliktlösung ist im In- und Ausland vielfach mißverstanden worden. Die Deutschen wurden als schlechte Verbündete, als Feiglinge oder gar als Antisemiten beschimpft. Ich halte das für verfehlt. Daß viele Deutsche ihre Angst offen äußerten, daß aus den harten deutschen Männern, den disziplinierten Soldaten, die vor 50 Jahren die halbe Welt mit Krieg und Schrecken überzogen, jetzt »Feiglinge« geworden sind, die weder den eigenen Tod noch den Tod anderer wollten und sich ihrem »Todestrieb« widersetzen, ist ein historisch neues Phänomen in Deutschland.

Wenn Deutschland heute nicht mehr das Land der harten, disziplinierten soldatischen Männer ist, sondern ein Land, in dem sich potentielle Mehrheiten für friedliche und vernunftgeleitete Konfliktlösungen aussprechen, sollte das nicht zuletzt im Ausland mit Erleichterung und nicht mit Kritik und Diffamierung aufgenommen werden. Nur wer keine Phantasie hat, wer seine Erinnerungen verdrängt, verdrängt auch seine Angst. Angst muß man ernstnehmen. Sie kann ein Seismograph sein für Gefahren und Gewalt. Sie kann uns vor dem Vergessen und dem Rückfall in nationalistische Selbstidealisation warnen, vor der Verwandlung unseres Selbsthasses und unserer Autoritätsaggressionen in Fremdenhaß und Antisemitismus, vor Gefahren, die uns nicht nur von der Außenwelt, sondern vor allem von unserer Innenwelt her bedrohen.

Kann diese langsam wachsende Sensibilität der Deutschen für brutale mitmenschliche Umgangsformen und falsche Ideale nicht Ausdruck dafür sein, daß sie – wie groß oder klein dieser Teil der Deutschen auch immer sein mag – aus ihrer Nazi-Vergangenheit gelernt haben? Jedenfalls wurde in Deutschland noch nie so viel und so offen über diese Vergangenheit, über die von den Deutschen angezettelten Weltkriege gesprochen, noch nie so viel und so intensiv an Auschwitz als Symbol von Vernichtung und Menschenverachtung erinnert wie während und seit dem Golfkrieg – zumindest in Westdeutschland. In Ostdeutschland gab es neben der Kriegsangst vermutlich zu viele andere, unmittelbar drückende Sorgen und Existenzängste.

Im ganzen scheint mir, daß viele Menschen hellhöriger für die Unheiligkeit »heiliger« oder »gerechter« Kriege geworden sind. Auf die Verlagerung eigener Konflikte nach außen, wie es Politiker gerne tun, fallen sie so leicht nicht mehr herein. Wenn also der harte deutsche Mann und tapfere Soldat heute kein kollektives Ideal mehr ist, wenn sogar Männer ihre Angst offen zugeben können, spricht das doch dafür, daß wir, insbesondere der »deutsche Mann«, aufrichtiger und nüchterner geworden sind, d. h. weniger »deutsch« im traditionellen Sinn. Angst, die wir uns zu fühlen erlauben, kann uns auch vor der Anpassung an kollektive Vorurteile schützen und individuelle Verantwortung fördern.

Vor Illusionen über unsere nationale »Reife« sei dennoch gewarnt. Es gibt noch mehr als genug Männer und Frauen, die heute wie gestern auf Sündenbocksuche sind und aufgrund ihrer Verdrängungen und Projektionen die Wirklichkeit nur verzerrt wahrnehmen können. Rassismus und Fremdenfeindlichkeit treten im übrigen insbesondere dort auf, wo es die wenigsten Fremden gibt.

Als kürzlich das Buch *Die Unfähigkeit zu trauern* im Leipziger Reclam Verlag erschien, beklagten sich junge Menschen aus der Ex-DDR bei mir darüber, daß sie zur Trauer unfähig geworden seien, weil sie ihre Liebe zu Hitler und seiner Gefolgschaft im realexistierenden Sozialismus nicht offen hätten bekennen dürfen. »Kann ein Mensch trauern, wenn er einer Kritik des von ihm Geliebten ausgesetzt ist? Vielleicht ist es notwendig, Hitler irgendwo ein Grab zu gönnen. Was ist mit seinen leiblichen Überresten geschehen? Wo sind die von Goebbels, seiner Frau und den Kindern, wo die von Himmler geblieben? Was geschah mit den Hingerichteten der Nürnberger Prozesse? Wurden sie anonym verscharrt?« So ungefähr lautete der Tenor mancher Briefe. Wir sind natürlich entsetzt, wenn wir so ungebrochen mit dem Bedürfnis konfrontiert werden, um die Massenmörder von damals zu trauern. Hitler und seine furchtbaren

Ideale, die nur bündelten, was die große Masse der Deutschen dachte und wünschte – leben sie also immer noch in den Köpfen und Herzen junger Menschen? Um die Nazi-Idole wollen junge Leute aus den neuen (und bekanntlich auch aus den alten) Bundesländern trauern, nicht etwa um die eigenen Toten, nicht um die von den Nazi-Deutschen Ermordeten, nicht um die Degeneration eines Kulturvolkes zu einem Volk von Verbrechern, das sich als »arische Herrenrasse« allen anderen Völkern überlegen fühlte. Wie lassen sich diese befremdlichen Bedürfnisse verstehen?

Männer und Frauen aus der Ex-DDR, mit denen ich über unsere gemeinsame Nazi-Vergangenheit sprach, wollten zwar nicht unbedingt um Hitler, seine Komplizen und Mitläufer und deren »Ideale« trauern, fanden es aber absurd, sich noch an etwas erinnern zu sollen, das fünfzig Jahre zurücklag. Es gebe andere Sorgen, wurde mir bedeutet. Die Nazi-Zeit hätten sie ein für alle mal hinter sich gebracht, und es habe damals im übrigen auch manches Gute gegeben. Sie wollten wenig davon wissen, daß auch die heutigen Deutschen Überlebende oder Nachkommen des Hitlerschen Wahns sind, die zumindest indirekt in den Völkermord und seine seelischen Folgen verwickelt sind.

Daß die »Ideale«, die Hitler möglich machten, bereits im Zweiten Reich von mächtigen deutschen Männern, vor allem im Preußen Bismarcks, von dessen Vor- und Nachfahren postuliert und von großen Teilen des deutschen Volkes akzeptiert wurden, daß die alten kollektiven Identifikationen weiterbestehen und es schwer ist, sich von ihnen zu befreien, dafür gibt es in den alten Bundesländern anscheinend noch weniger Interesse als in den neuen, auch wenn die Barbarei des Ausländerhasses mittlerweile in Ost und West die gleichen Ausmaße erreicht zu haben scheint. Aber – so hieß es – wie können wir um etwas trauern, das wir nicht lieben dürfen?

Was ist Trauer, was Trauerarbeit? Ich werde im folgenden versuchen, den Inhalt dieses Begriffs zu klären. Können wir nur trauern, wenn wir die uns Verlorengegangenen geliebt haben? In ihrer Mehrzahl hatten die Deutschen Hitler auf ihre Art geliebt, aber haben sie um ihn nach dem verlorenen Krieg, als er zum Antihelden geworden war, getrauert? Davon war wenig zu spüren. In der Mehrheit verhielten sie sich so, als habe es Hitler und das Nazi-Reich eigentlich nie gegeben. Die zwölf Jahre des Entsetzlichen verschwanden wie ein Spuk. Wie läßt sich das verstehen? Die Deutschen liebten Hitler nicht als individuellen Menschen, den sie real wahrzunehmen vermochten, oder als jemanden, mit dem sie eine auf Gegenseitigkeit beruhende Beziehung eingegangen waren; vielmehr

war Hitler ein Phantom, zusammengesetzt aus den Wünschen und Projektionen eines ressentimentgeladenen, sich deklariert fühlenden Volkes mit Großmachtphantasien. Er verkörperte gleichsam »das heilige Vaterland« und personifizierte das eigene überhöhte Ich oder besser das Über-Wir der Deutschen, denn individuelle Verantwortung ging im Rausch der Führer- und Vaterlandsbegeisterung der »Herrenmenschen« bekanntlich unter.

Wenn aber die Deutschen um Hitler nicht trauern konnten, waren sie auch unfähig, um den Verlust ihres individuellen und kollektiven Gewissens, ihrer Ideale, Phantasien, Gefühle und Größenvorstellungen zu trauern. Sich von Hitler und von all dem, wofür er stand, ohne Trauerarbeit abzuwenden, bedeutete, sich von sich selbst, von der eigenen Person abzuwenden, sich selbst und die eigene Vergangenheit zu derealisieren und dadurch untergründig dazu verdammt zu sein, den eigenen Selbsthaß abzuspalten oder zu projizieren.

Sich von 45 Jahren realexistierendem Sozialismus abzuwenden, ohne sich zu erinnern, was er für jeden einzelnen wie für das Kollektiv bedeutete, hat psychologisch vermutlich ähnliche Folgen wie das »Vergessen« der Nazizeit – was nicht heißt, daß man das Dritte Reich und die DDR gleichsetzen sollte. Das eine, die DDR, war die Folge des anderen, denn ohne das Reich Hitlers und seinen Untergang hätte es die DDR nicht gegeben.

Wenn mir heute junge Menschen aus den neuen Bundesländern schreiben, daß sie gerne fähiger würden, um den Verlust ihrer Nazi-Idole zu trauern, daß ihnen das aber nur möglich sei, wenn sie sich ihrer Liebe zu Hitler und seinen Idealen erst einmal bewußt werden können, dann ist das möglicherweise nicht nur ein Rückfall in alte Nazi-Ideologien. Vielleicht versuchen sie damit auch sich selbst und ihre Vergangenheit aus der Derealisierung und Verdrängung herauszuholen, um endlich davon Abschied nehmen zu können, auch wenn ihnen das nicht bewußt ist.

Die junge Generation – das sind die Enkel derjenigen, von denen viele an den Nazi-Verbrechen oder an der Nazi-Ideologie teilhatten. Unmittelbare Schuld trifft sie nicht. Es sollte deshalb um einiges leichter für diese Generation sein, sich mit der Vergangenheit zu konfrontieren, Trauer um einmal hochgeschätzte verlorene nationale Ideale, Trauer um deren Opfer zu empfinden.

Allerdings ist Mißtrauen angebracht. Denn der Wunsch nach einer Trauerstätte für die Nazi-Führer ist mehr als befremdlich. Ebenso das Bedürfnis, alte »Idole« zu beleben. Man erinnere sich nur der anachronistischen Feierlichkeiten in Potsdam, des Anwachsens von Gruppen ju-

gendlicher Neo-Nazis und ihres schweigenden Anhangs, der Gewalt gegenüber »Fremden« zumindest stillschweigend unterstützt. Faktisch hat die Mehrzahl der Deutschen bis vor kurzem nicht um Hitler, nicht um sich und ihre »Ideale«, auch nicht um die Opfer dieser Ideale getrauert. So konnte man auch keinen Abschied von der eigenen Vergangenheit nehmen, selbst dann nicht, wenn sich die meisten Deutschen neuen Werten anpaßten und neue Identifikationen eingingen. Diese Feststellung ist gewiß nicht nur verächtlich gemeint, wirkte sich doch die Orientierung an »westlichen Werten« in vielem durchaus positiv aus. Psychologisch betrachtet, blieben aber die alten Ideale unbearbeitet, so daß sich die Gleichgültigkeit gegenüber den Opfern dieser »Ideale« in den Seelen vieler Menschen erhalten konnte. Das ist in Ostdeutschland noch unübersehbarer als im Westen, wo man sich geschickter zu tarnen gelernt hat. Dafür gibt es viele Beispiele. Ich meine nicht nur die Neo-Nazis und ihre Anhänger, sondern auch das (inzwischen gescheiterte) Vorhaben, auf dem KZ-Gelände Ravensbrück einen Supermarkt zu bauen, oder die öffentlichen Äußerungen einer ostdeutschen CDU-Politikerin, die mit der Überführung der sterblichen Überreste Friedrichs des Großen und seines Vaters nach Potsdam die Hoffnung verband, die Westdeutschen würden sich wieder stärker mit preußischen Traditionen identifizieren. Unüberhörbar sind auch die Aufforderungen, die Deutschen sollten sich endlich wieder ihrer »positiven Leistungen« erinnern und sich nicht länger in der Rolle der »Weltsünder« sehen.

Freilich gibt es auch anderes. Gerade an den Reaktionen vieler Deutscher auf den Golfkrieg konnte man ablesen, daß sich etwas geändert hat. Heißt das, die Fähigkeit zu trauern sei gewachsen? Und ist die Nachkriegsgeneration, für die Hitler und die Nazi-Ideale nur durch Vermittlung ihrer Eltern eine Bedeutung haben, überhaupt in der Lage, eine historische Schuld zu betrauern? Kann Schuld überhaupt betrauert werden oder gehört sie nicht vielmehr in den Bereich von Reue und Wiedergutmachung? Wie sind diese beiden Bereiche miteinander verbunden? Nochmals, was heißt trauern und Trauerarbeit leisten? Trauern bedeutet, wie wir wissen, schmerzlichen Abschied zu nehmen von dem, was wir geliebt und verloren haben, z. B. unsere »Unschuld« oder unsere Menschlichkeit. Trauern heißt aber auch, an der Erinnerung zu arbeiten, und nicht nur das. Im Prozeß des Trauerns verlegen wir das Liebesobjekt, das uns äußerlich verlorenging, nach innen, um uns zumindest partiell mit ihm zu identifizieren. Das gilt vor allem für den einzelnen, für das Kollektiv dagegen gelten andere Regeln. Im letzteren Fall handelt es sich meist um den Verlust von Projektionsfiguren wie Hitler oder von

kollektiven Selbstüberhöhungen (z. B. »Vaterland«), d. h. um Verluste, die das kollektive Ich-Ideal, die kollektiven Wünsche und Aggressionen verkörperten, also Teil des gemeinsamen Ichs oder Wir waren, und nicht um den Verlust eines Menschen, mit dem man in der Realität eng verbunden war und der dennoch ein Du und nicht nur ein Ich darstellte. Bei der Trauer um die Nazi-Zeit kann es nicht nur eine Trauer sein um den gemeinsamen Verlust von »Idealen«, d. h. eigener und kollektiver Worte, sondern auch um den Verlust von Menschlichkeit, des Fühlens für andere als andere schlechthin – ein Verlust, der uns unfähig machte, uns mit den Opfern zu identifizieren und sie zu schützen.

Es gibt also viele Arten von Verlust und von Trauer um Verlust: Trauer um versäumte Trauer, Trauer um sich selbst, weil wir nicht trauern konnten, Trauer als Mitglied eines Kollektivs, Trauer um dessen »Idole« und Untaten, Trauer um die Opfer. Aber jedes Trauern setzt ein dauerndes Erinnern voraus und ist ohne Kritik und Selbstkritik, ohne Einfühlung in die Verlorenen oder das Verlorene nicht denkbar. Die Fähigkeit zu trauern bedeutet, sich erinnernd mit den Opfern, den Verlorenen zu identifizieren und die Fähigkeit zum Mitgefühl zurückzugewinnen, auch zum Mitgefühl mit sich selbst, was etwas anderes ist als Selbstmitleid.

Individuelle Trauer um einen Menschen, den wir geliebt haben, ist um so schwieriger mit offener, unverdrängter Erinnerung zu verbinden, je verborgener uns die Ambivalenz dem Verlorenen gegenüber geblieben ist. Je mehr diese Ambivalenz verdrängt wird, desto starrer muß die Idealisierung des verlorenen Menschen aufrechterhalten bleiben, desto eher geht Trauer in Depression über. Bei der kollektiven Unfähigkeit zu trauern dürfte der ähnlich sein. Sich die tiefe Ambivalenz, ja den Haß gegenüber Deutschland und manchen seiner Identitätsangebote und »Ideale« offen einzugestehen, kann deshalb auch Befreiung von Selbsthaß und die Entwicklung der Fähigkeit bedeuten, von falschen Idealen und Verhaltensweisen endgültig Abschied zu nehmen. Befreiende Wut könnte das Ergebnis einer neuerlichen Beschäftigung und Konfrontation mit dem bis heute insgeheim oder offen geliebten Hitler und den Nazi-Idealen sein, wie es sich meine jungen Ex-DDRler wünschen. Insofern könnten deren uns zunächst so absonderlich anmutenden Bedürfnisse durchaus einen positiven Sinn haben.

Die Trauer um die Hitler-Zeit war bisher, was uns selbst betrifft, vor allem Trauer um den Verlust des eigenen Ich- oder Wir-Ideals und der eigenen und kollektiven Selbstachtung. Ich glaube, daß viele Landsleute aus der ehemaligen DDR nach der Vereinigung ähnlich empfinden. Im

Osten Deutschlands ist ein Selbstwertverlust zu beobachten – individuell wie kollektiv –, der wiederum verdrängt oder projiziert werden muß, um ihn überhaupt zu ertragen.

Je mehr sich die Trauer von uns Deutschen auf den Verlust der nationalen kollektiven »Würde« beschränkt, desto mehr bleibt diese Trauer auf uns selbst fixiert und macht uns dadurch unfähig, uns in andere, aber auch in uns selbst einzufühlen und uns von Lebenslügen zu befreien. Das bedeutet, daß wir Gefangene unserer selbst bleiben und weder um uns und unsere Verluste noch um die ungezählten Opfer zu trauern vermögen. Trauerarbeit kann also schmerzlich und befreiend zugleich sein. Mit ihrer Hilfe lernen wir, den anderen als anderen und gleichzeitig als Teil unserer selbst wahrzunehmen. Damit verringert sich die Gefahr, wenn es um kollektive Trauer geht, daß unser Interesse nur darum kreist, eine deutsche »Identität« aufzubauen, ein neues deutsches Nationalgefühl zu entwickeln, uns als Abwehr gegen Selbsthaß zu idealisieren und Auschwitz zu vergessen. Mit Hilfe der Trauer brechen wir aus unserem selbstgemachten Gefängnis aus. Wir lernen mehr Toleranz und Einfühlung uns und anderen gegenüber und brauchen nicht dem Bedürfnis nach einer »Gesinnungssäuberung« zu erliegen. Eine solche Säuberung wäre keine Lösung für die Probleme, mit denen wir es nach der Vereinigung zu tun haben. Damit würden wir nur erneut verdrängen, das »Böse« nach draußen verlagern und dem Glauben verfallen, mit seiner äußerlichen Erledigung hätten wir uns auch innerlich von ihm befreit. Es gilt, sich mit sich selber auseinanderzusetzen und, wenn möglich, sich gegenseitig allmählich besser zu ertragen. Es gilt aber auch und vor allem, der Opfer zu gedenken und sich in sie einzufühlen und uns nicht mit den Tätern zu identifizieren. Aber die Opfer von gestern dürfen auch nicht zu den Richtern von heute werden, das könnte schlimme Folgen haben.

Sind wir der Fähigkeit zu trauern in Deutschland nähergekommen? Zumindest scheinen wir uns inzwischen weniger gegen die Konfrontation mit der historischen Schuld zu wehren, was bedeuten könnte, daß wir aufrichtiger mit uns selbst umgehen. Aber ist das wirklich so? Und gibt es darin Unterschiede zwischen Ost und West? Oder versuchen wir im Westen nur, unsere eigene Unfähigkeit zu trauern, unsere untergründige Selbstverachtung nach Osten zu verschieben und dort heuchlerisch zu verurteilen, was wir bei uns selber nur allzu gern verdrängt oder stillschweigend akzeptiert haben?

In den östlichen Bundesländern besteht in der Tat die Gefahr, daß eine Art von »Gesinnungssäuberung« betrieben wird, die weder dort noch

sonstwo gelingen kann. Man sollte sich lieber darauf beschränken, Kriminelle und eindeutig identifizierbare Täter des alten Systems zu bestrafen. Wir Westdeutschen versuchen zuweilen, im Osten jene Vergangenheitsbewältigung zu praktizieren, die uns selber nie gelungen ist.

Man kann nicht übersehen, daß die Deutschen in West und Ost als Folge der jahrzehntelangen Trennung und unterschiedlicher Regime sich mittlerweile in vielem Denk- und Verhaltensweisen unterscheiden. Die Ostdeutschen scheinen manchmal zu vergessen, daß *alle* Deutschen für Hitler mitverantwortlich waren. Gleichzeitig leugnen sie, von den Verbrechen des Stalinismus gewußt zu haben. Deshalb fühlen sie sich als doppelte Opfer: einmal des Nationalsozialismus, der, als der Krieg verloren war, sie mit dem Leben auf der falschen Seite bestrafte, sodann des Staatssozialismus, der ihnen den Stalinismus und die Mauer bescherte. Konfrontiert mit Armut, Arbeitslosigkeit und Amtsenthebungen, nicht selten als Folge der schon erwähnten Gesinnungssäuberung (wobei wie üblich meist die Kleinen gehängt und die Großen geschont werden), verstärkt sich ihr Ressentiment und das Gefühl der Minderwertigkeit. Sie fühlen sich als Deutsche zweiter Klasse und werden von den Westdeutschen auch häufig so behandelt. Da ist es dann ein wiedererwachendes deutsches Nationalgefühl, das die Selbstachtung wieder herstellt.

In dieser Situation werden die Ostdeutschen wenig davon wissen wollen, daß ihre Selbstachtung sich nur dadurch regeneriert, daß sie sich schmerzlicher Erinnerungsarbeit stellen, d. h. daß sie sich in die Opfer von gestern einzufühlen versuchen, aber auch in sich selber, was man gewesen ist oder wozu man gemacht wurde. Wir Besserwissis haben uns lange Zeit als die größten Opfer Hitlers bemitleidet. Aber Verdrängung, Verleugnung, Selbstmitleid und verleugnete Selbstverachtung machen nun einmal nicht nur einfühlungsunfähig und gleichgültig gegenüber dem Leiden anderer, sondern auch unfähig dazu, die eigene Stagnation wahrzunehmen.

Als der S. Fischer-Verlag auf der letzten Leipziger Messe eine Ringvorlesung an der Berliner Humboldt-Universität vorschlug und »Vergangenheitsarbeit« und »Feminismus« als Themen anbot, war die Reaktion negativ: für diese Themen bestehe kein Interesse. Die damit zusammenhängenden Probleme seien in der DDR längst bewältigt.

Wie läßt sich dieses Selbstmißverständnis erklären? Schließlich hatten wir alle gehofft, daß gerade die Frauenfrage genauso wie die Vergangenheitsaufarbeitung in einem *expressis verbis* antifaschistischen Staat ein Stück weiter vorangetrieben worden sei als im Westen. Aber der realexistierende Sozialismus war eine Diktatur mit autoritären Verhaltensmu-

stern und eben leider nicht das erhoffte säkularisierte Urchristentum. Er förderte weder Einfühlungs- noch Leidens- und Liebesfähigkeit. Die Macht war ausschließlich im Besitz von Männern. Paranoia und Sündenbocksuche beherrschten den DDR-Alltag: Nach oben buckeln, nach unten treten hieß die Devise. Es ist deshalb, wie Werner Bohleber schreibt, kaum verwunderlich, daß »in der ehemaligen DDR jetzt wieder auftaucht, was vor vierzig Jahren durch die Verordnung eines staatlichen Antifaschismus eingefroren worden ist. Nationalismus, Rechtsradikalismus und Antisemitismus werden wieder lebendig. Obwohl der Rassismus nicht nur in der ehemaligen DDR ein ernstzunehmender Faktor ist, ist nicht die Rückkehr eines rassistischen Antisemitismus die eigentliche Gefahr, sondern die Relativierung, Neutralisierung und Minimalisierung der nach dem Dritten Reich erfolgten offiziellen Abkehr von antisemitischen deutschen Traditionen und deren schleichende Re-Integration in die politische Kultur der Bundesrepublik.«

Wenn Verleugnung, Verdrängung und Derealisierung der Vergangenheit an die Stelle der Durcharbeitung treten, ist der Wiederholungszwang unvermeidbar, auch wenn er sich kaschieren läßt. Es reproduziert sich dabei nicht einfach der Inhalt eines Systems, wohl aber die Struktur einer Gesellschaft. Nazi-Symbole und Nazi-Vereinigungen kann man verbieten. »Nazi-Strukturen« – etwa den autoritären Charakter, der sich vom Zweiten Reich bis heute bei uns vielfach erhalten hat – kann man aus der Welt der Politik, der Erziehung, des Verhaltens, der Umgangsformen und Denkweisen jedoch so leicht nicht vertreiben. Nur mit Hilfe von Erinnerungsarbeit kann man sich bewußt von den dehumanisierenden Elementen der deutschen Geschichte befreien, die in Auschwitz ihren furchtbarsten Ausdruck fanden.

Bei der Art von Erinnerungsarbeit, wie sie mir vorschwebt, handelt es sich nicht nur um die Erinnerung an Ereignisse und Inhalte der Vergangenheit, vielmehr um die Erinnerung an Verhaltensweisen und Wertvorstellungen, an Gefühle und Phantasien. Nur so kann man sich der Vorurteile, der Rollenfixierungen, des gesamten Abwehrsystems, das uns beherrscht, bewußt werden.

Um Verluste, nicht nur von Menschen, sondern auch von »Werten«, was immer einen zeitweiligen Verlust des Selbstwerts bedeutet, hinnehmen und durcharbeiten zu können, ist ein Lernprozeß besonderer Art vonnöten, der in traditionell autoritären Gesellschaften gewiß nicht gefördert wird. Wenn ein neuer Nationalismus am Horizont der wiedervereinigten Deutschen auftaucht, ist es schlecht um uns bestellt. Wer auf nationale Selbstüberhöhung, Herrschafts- und Gehorsamsideologie,

Verachtung Andersdenkender, auf Fremdenhaß oder Gesinnungssäuberung eingestimmt wird, ist wohl kaum darauf vorbereitet, einer Mentalität der Intoleranz und Inhumanität eine einfühlsamere, wertkritische, von falschen »Idealen« Abschied nehmende, eben zur Trauer fähige Geisteshaltung entgegenzusetzen. Auch die Fähigkeit, verlieren zu können, ist eine Vorbedingung für die Fähigkeit zu trauern. Man könnte sie beinahe eine weibliche nennen. Zumindest sind es Frauen mehr als Männer gewöhnt zu verlieren. Hier soll nun allerdings kein Loblied darauf gesungen werden, daß die Frauen unter den Bedingungen einer patriarchalen Geschichte meistens zu den Verlierern gehörten und immer noch gehören. Vielmehr möchte ich die Frauen dazu auffordern, endlich einmal auch Lust am Erfolg zu haben, ohne deshalb gleich Schuldgefühle zu entwickeln. Damit könnte sich manches am »Männlichkeits-« und »Weiblichkeitswahn« ändern. Ihre den Frauen seit Jahrhunderten anerzogene und von ihnen verinnerlichte Fähigkeit, Verluste wahrzunehmen und sie nicht zu verleugnen, ist deshalb gewiß nicht in Gefahr unterzugehen. Dafür sorgt schon das Leben mit seinen unvermeidlichen Verlusten. Vielleicht lernen auch die Männer allmählich, verlieren zu können und sich mit der Tatsache des Verlusts bewußt vertraut zu machen. Daß die heutige junge Generation, die nicht an den Verbrechen der Nazi-Deutschen teilgenommen hat, sich unschuldig fühlt, ist verständlich. Wenn diese Generation sich jedoch gegen die Erkenntnis wehrt, daß sie – ob sie will oder nicht – Erbe einer historischen Schuld ist, bleibt sie unfähig, aus der Geschichte zu lernen und sich mit Verlusten zu konfrontieren. Wenn sie die Verleugnung und Verdrängung der Eltern- und Großeltern-Generation übernimmt, wird sie auch deren Unmündigkeit und geistige Starrheit übernehmen. Ich bin gespannt, wie sich der Umgang mit der DDR-Vergangenheit, der Umgang mit den Stasi-Akten gestalten wird. Erinnerung, Einfühlung und Hilfe für die Opfer ist dringend nötig – aber keine Hexenjagd auf alle und jeden. Die Berge von Stasi-Akten vermitteln den unabweisbaren Eindruck, als sei eine ungeheure Energie in die gegenseitige Bespitzelung der DDR-Bevölkerung geflossen. Das Verhalten eines großen Teils dieser Bevölkerung erinnert mich an Sartres Theaterstück *Huis clos* (*Geschlossene Gesellschaft*), in dem dargestellt wird, wie sehr die anderen, d. h. jeder jedem zur Hölle wird, wenn er eingeschlossen ist. War womöglich die Mauer eine der Ursachen des Stasi-Syndroms? Konnte man seine Aggressionen, seine Sensationslust und Neugierde in dieser Enge nur befriedigen durch ein übermäßiges, destruktives und voyeuristisches Interesse aneinander? Das muß bei vielen große Schuldgefühle und entsprechende Strafordernisse geweckt ha-

ben und heute noch wecken. Das Streben mancher besonders belasteter Individuen nach Macht und Öffentlichkeit mag sehr wohl eine Folge des Bedürfnisses sein, endlich enttarnt zu werden.

Zusammenfassend stelle ich fest, daß trotz mancher Indizien für eine persistierende Unfähigkeit zu trauern auch Anzeichen zu beobachten sind, die darauf hindeuten, daß sich in Deutschland doch so etwas wie eine Trauerfähigkeit entwickelt hat. Während des Golfkrieges wurde ein deutsche »Unfähigkeit zu kämpfen« sichtbar, die mich optimistisch stimmt und mich hoffen läßt, daß bestimmte Männlichkeitsideale irgendwann einmal gänzlich ausgedient haben. Als Deutsche tragen wir am Erbe unserer historischen Schuld, die den Namen »Auschwitz« hat. Wir sind mitverantwortlich dafür, daß sich »Auschwitz« als Synonym für die Totalisierung technisierter Unmenschlichkeit nicht wiederholt. Gegen eine mögliche Wiederholung hilft nur die Arbeit des Erinnerns und des Trauerns, nicht die Abwehrarbeit von Verdrängen und Vergessen. Daß sich während des Golfkrieges viele nicht mit den Siegern, sondern mit den Opfern identifizierten – dies, so scheint mir, ist etwas Neues in der jüngeren deutschen Geschichte.

Im Hinblick auf die »Bewältigung« der DDR-Vergangenheit sollten wir darauf achten, daß nicht das Bedürfnis nach »Gesinnungssäuberung« Oberhand gewinnt, sondern das nach Durcharbeitung, auch wenn das der mühevollere Weg ist. Wer nach umfassender »Säuberung« ruft, setzt nicht nur jenes wechselseitige Denunziantentum fort, das die DDR-Realität bestimmte; er wehrt auch jene Fähigkeit zu trauern ab, die unabdingbar ist, Verluste ertragen und verarbeiten zu lernen und ein neues Selbstwertgefühl zu gewinnen.

(Anschrift der Verf.: Dr. med. Margarete Mitscherlich-Nielsen, Freiherr-vom-Stein-Str. 25, 6000 Frankfurt 1)

Summary

The (In)Ability to Mourn in East and West Germany. What Constructive Mourning could Mean. – Together, the fall of the Berlin Wall, the reunification of Germany and the public reactions to the war in the Gulf form a syndrome that poses anew the question of the specifically German »ability to mourn«. On the one hand, the author registers a continuing rejection of the onerous task of facing up to the reality of the past via recollection and mourning. On the other, she sees indications both on the individual and collective level that this rejection is beginning to crumble, thus encouraging the emergence of attitudes that challenge the validity of German »ideals« to an increasing extent.